

APOLOGETISCHE

BLÄTTER

Mitteilungen des Apologetischen Instituts des Schweizerischen katholischen Volksvereins

Zürich, Auf der Mauer 13 Telefon 28 54 58 Postcheck-Konto Zürich VIII 27842

Erscheint zweimal monatlich. Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr. 8

10. Jahrgang

30. April 1946

INHALT: Ist das Malaise nun vorüber?: Kenneth Lindsay und die Diskussion um das schweizerische Malaise — Tatsachen und Vorkommnisse — die Frage nach den Ursachen — René Königs Meinung von der «Inkongruenz der Ideologien und Realitäten» — Der allgemein-europäische Aspekt des Malaise — Der geistige Substanzschwund in einer Welt ohne Gott — Innere Brüchigkeit des Liberalismus und Sozialismus — Das Mittel zur Ueberwindung: Rückkehr zu den religiös-metaphysischen Grundwerten — Der spezifisch schweizerische Heimweg — Vertiefte Neutralitätsidee — Christliche Erziehung zur vollen, gottgewollten Menschlichkeit.

Katholisches Leben im besetzten Holland: Der nüchterne Holländer gegenüber der nationalsozialistischen Aeusserlichkeit — Geschlossene Abwehr der Katholiken — Das Schicksal der katholischen Presse und des katholischen Rundfunks — Die Hirtenbriefe und Instruktionen der Bischöfe als Informationsquelle und Richtschnur — Proteste gegen die Schändung der Humanität — Kampf gegen die nationalsozialistische Lebensanschauung — Für die Opfer des Antisemitismus und der Naziverfolgung — Caritas gegen rassistisch und politisch orientierte «Wohltätigkeit» — Widerstandsbewegung und Untergrundarbeit.

Ex urbe et orbe: Sorge um die United Nations Organisation: Die Gefahr des staatlichen und nationalen Egoismus — Der aussichtslose Weg der Gewalt — Ordnung und Freiheit durch das Naturrecht — Zum Spanienproblem: Sir William Beveridges' Information und Orientierung — Rückkehr zur Scholle in Frankreich: Eine soziologisch interessante Erscheinung — Drei Osterstimmen über Christentum und Katholizismus: «Revolutionäres Christentum» — Eine Rezension über Karl Adams «Wesen des Katholizismus» — Die «NZZ.» zu den Angriffen auf den sog. «politischen Katholizismus».

Notizen: Zu den Vorträgen des Evangelisten A. M. Schmid: Schmid's frühere Vortragstätigkeit — Adventistisches Gedankengut — Politische Zukunftsperspektiven aus Schmid's Auslegung der Geh. Offenbarung und der Propheten — Ein Spiel mit dem Worte Gottes — Situation des französischen Protestantismus: Anteil der französischen Protestanten an der Résistance — Freundschaftliches Verhältnis zum Katholizismus — Spuren einer konfessionellen Annäherung — Der Einfluss Karl Barths auf den französischen Protestantismus — Ein konkretes Beispiel apostolischen Wirkens in Frankreich — Erlebnisse in Konnersreuth 1944: Das Urteil eines bedeutenden Psychiaters — Statistik über die Katholiken östlich der Curzonlinie.

Bücher: Besprechung «Bundesrat Schenk»: Ein packendes Lebensbild, das auch Katholiken betrachten sollten.

Neuerscheinungen von apologetischem Interesse: Otto Karrer: «Kardinal J. H. Newman» (II) — Georges Chevrot: «Unsere Heilige Messe» — «Vom politischen Katholizismus» — Alfred de Quervain: «Die Heiligung» (I) - «Kirche, Volk, Staat» (II) — Wilhelm Vischer: «Die Evangelische Gemeindeordnung» — Schumpeter: «Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie».

Ist das Malaise nun vorüber?

Die Diskussion um das schweizerische Malaise ist überraschend schnell verstummt. Während ein paar Wochen gehörte es zum guten Ton eines pflichtbewussten Schweizer, dieses Malaise zu spüren, seelisch unter seiner Last zu leiden, und sich gutwillig anzustrengen, um die tieferen Ursachen dieses Unbehagens ausfindig zu machen. Aber man konnte sich offenbar nicht einigen. Die Prominenten, die sich zum Thema geäußert hatten, stimmten in ihren Ansichten kaum überein. War das Problem zu wenig echt? Von aussen, durch den englischen Labourabgeordneten Kenneth Lindsay uns angedichtet? Und dann als sensationeller Gesprächsstoff, der über die Zeit politischer Ebbe hinweghelfen sollte, willkommen und aufgebauscht, bis andere, brennendere Fragen, wie jene der Uno oder der europäischen Ernährungskrise, es vergessen liessen? Oder ging es mit dieser Frage, wie es mit allen solchen Fragen meistens zu geschehen pflegt: wurde sie einem unbequem, weil sie an Tiefen rührte, die man am liebsten zudeckt, vor denen man die Augen schliesst, um sie nicht sehen zu müssen? Auf jeden Fall scheint es uns nicht nur interessant zu sein, sondern ein Gebot ehrlicher, schweizerischer Selbstbesinnung, diese Frage auch von unserem Standpunkte aus aufzugreifen und zu beleuchten. Dabei werden wir nicht daran vorbeikommen, zunächst die bisherigen Erörterungen kurz zusammenzufassen, um so eine Ebene für unsere eigenen Reflexionen zu gewinnen.

* * *

Als Lindsay in seinem Interview erklärt hatte, er habe den Eindruck, unser Volk sei nicht glücklich, da

begann man sich zunächst an gewisse Tatsachen und Vorkommnisse zu erinnern, die schon seit einiger Zeit bei verantwortungsbewussten Schweizern Beunruhigung verursacht hatten. Der dreifache Rekord im Alkoholismus, in der Ehescheidungsziffer und in der Selbstmordstatistik musste längst als ernstes Symptom einer tief-sitzenden Krise bewertet werden. Dazu kamen in letzter Zeit jene Skandale, die man nach genauer Prüfung nicht mehr als journalistische Uebertreibung abtun konnte, der Anstaltenskanal, der Verdingkinderskanal, die uns immerhin plötzlich zeigten, dass unser vielgerühmter Wohltätigkeitssinn und unsere selbstsichere Schweizerpädagogik recht fragwürdige Grössen seien. Gewisse politische Entgleisungen mochten sich in Anbetracht der heiklen Situation unseres Landes, der Drohung, die während langen Jahren über ihm gelegen hatten, leichter verstehen lassen, wenn auch die Stärke der fünften Kolonne und die Windfahnen-Politik extremer Kreise, vor allem aber die Diskussion um unsere Neutralität, bedenklich stimmen musste und auch heute noch zu denken gibt.

All das trat in unser helles Bewusstsein, als das Wort vom schweizerischen Malaise zum Schlagwort wurde. Es schien den erdrückenden Beweis zu liefern, wie richtig Lindsay gesehen hatte. Diese Vorgänge hatten offenbar ihre tiefen Runen und Engramme ins Antlitz unseres Volkes gefurcht, so dass selbst ein Ausländer sie sofort ahnen musste. Diese Tatsachen konnten auch durch «begriffslogische» Erörterungen nicht retouchiert werden, man konnte nicht über sie hinweg zur «Tagesordnung weitergehen», wie ein Einsender in der «Schweizerischen Lehrerzeitung» (Nr. 51) vorschlug. Jeder Versuch, das

Malaise zu verkleinern, oder gas als Einbildung zu bagatellisieren («Der Schweizer hat kein Recht, unglücklich zu sein») musste das innere Unbehagen nur verstärken, und damit ungewollt den Raum seines Spielfeldes vergrössern.

Die Frage nach den Ursachen wurde dringlich. Ihre verschiedene Beantwortung durch die Vertreter der Schule, der Psychologie, der Soziologie und der Theologie hatte gleichzeitig den Reiz, hinter die Kulissen dieser Disziplinen schauen zu können und ihre verschiedenen Geisteshaltungen zu registrieren, — was freilich jenes andere allgemeine Malaise unserer «universitas» deutlich machte, das vielleicht nicht die geringste Mitschuld an unserem schweizerischen Unbehagen trägt. Man konnte sich je länger je weniger des Eindrucks erwehren, dass manche Diagnostik nur eine tarnende Maske sei, hinter der sich die eigentliche Ursache verberge. Nicht zu Unrecht zerstörte zwar der Soziologe René König jene Auffassung, als seien die sozialen und politischen Zustände im engeren Sinne Grund der Unzufriedenheit: «Soziologisch ist das Malaise geringer als anderswo (geschickte Lohnpolitik, Familienschutzgesetz, Arbeitsrecht), und der Schweizer ist politisch viel gesünder, als er es im allgemeinen wahrhaben will».

Was aber soll man zur Mehrzahl jener Deutungen sagen, die hauptsächlich in psychischen Eigenarten des Schweizens den Herd des Unheils erblicken? So wahr es ist, dass die meisten schweizerischen Volksstämme schwerblütiger sind als andere, etwa die angelsächsischen, so sehr dadurch die Anpassungs- und Kontaktfähigkeit reduziert wird, ja eine ungesunde Triebstauung häufiger angetroffen werden kann, so sehr auch die geographische Enge des Landes geistig-seelisch einschnürt und abkapselt, und uns immer wieder zu einem isolierten «Logendasein» im Weltgeschehen verurteilt, — die eigentlichen Ursachen müssen tiefer liegen. Die genannten Eigenschaften dürfen ja nicht nur als Ausfallerscheinungen bewertet werden, sie erleichtern unser Leben oft mindestens ebensowehr, als sie es erschweren. Wir wenigstens möchten den schweizerischen Ernst, seine bedächtige, abwägende Art, die rückschauende, immer wieder die Erfahrung zu Rate ziehende Haltung, als Zeichen der Reife und Gewissenhaftigkeit anschauen. Wo sich diese Eigenschaften allerdings zu lebensstörenden Unarten und krankhaften Komplexen verdichten, zu Autismus und zur «Affektsperre», wo sie zur Personspaltung disponieren, da müsste die Frage gestellt werden, ob es sich in diesen Fällen noch um eine Angelegenheit der blossen seelischen Vererbung und Struktur handelt. Das Seelenleben ist ja auch abhängig von den Einflüssen der Umwelt und den Kulturwerten, die ihm begegnen. Dieser Aspekt wurde darum mit Recht ebenfalls betont, freilich auf sehr verschiedene Weise. Der Soziologe meinte, gerade in einer «Inkongruenz der Ideologien und Realitäten» die Hauptursache des heutigen Malaise — das insofern ein allgemein abendländisches Malaise wäre — zu erblicken. Wirtschaft, Technik, moderne Physik seien in Räume vorgestossen, die wir mit den bisherigen logisch-metaphysischen Denksystemen nicht zu erfassen vermöchten. Er betrachtet den Glauben, man müsse eine Weltanschauung haben, als einen Irrtum. Welthaltung sei möglich ohne Ideologie. Weil die Weltanschauungen absolut geworden seien, d. h. losgelöst von den konkreten Wirklichkeiten, hätten sie sich zu intellektuellen Gespinsten entwickelt, die es zu zerstören gelte, um für die Wirklichkeit freien Raum zu schaffen. König empfiehlt darum eine ideologische «Entwöhnungskur».

Erfreulicherweise hat der Lektor für Psychohygiene in Basel, Dr. H. Meng (dessen Werke und Auffassungen

wir im übrigen nicht empfehlen können), tiefer gesehen, und mutig das Wort von der «geistigen Vakuumskrankheit» gesprochen:

«Die Schweiz kann sich dem allgemeinen Zerfall der Wertwelt nicht entziehen, in dem die Bedrohung der Familie durch die Anarchie am gefährlichsten ist. Bis eine neue Wertwelt aus den Wirren sich formt, leben wir mit in einem geistigen Vakuum, das sich verhängnisvoll vor allem für die heranwachsenden jungen Menschen im Pubertätsalter auswirken muss. Die Symptome dieser Vakuumskrankheit sind der Schwund oder das Nichtvorhandensein der natürlichen Freude am Leben, in der sich die seelische Gesundheit bezeugt, das Ansteigen der nervösen Erkrankungen, Apathie, Zynismus, Skeptizismus. All das ist mit erschreckender Häufigkeit gerade bei den jungen Menschen verbreitet, dazu ein unbezähmbarer Hunger nach künstlichen Reizen, der keine Grenzen mehr kennt. Die Menschen scheinen keine Substanz mehr in sich zu besitzen, aus der heraus sie leben können.»

Die Präzision dieser Diagnose dürfte schwerlich zu übertreffen sein. Sie wird bestätigt durch die Einsichten vieler bedeutender Kulturkritiker, die den geistigen Entropietod Europas längst vorhergesehen hatten, oder ihn heute erschrocken konstatieren. Um so betroffener nimmt man aber dann die Ratschläge entgegen, die der gleiche H. Meng u. a. uns anbietet: die Psychokatharsis, wie die Basler Fastnacht sie gewährt, wird als «reinigende Lösung» für die im Puritanismus und der Affektsperre versteiften Seelen propagiert: «Hier ist es einmal offiziell erlaubt, seiner Lebensfreude die Zügel schießen zu lassen, ohne dass man sich etwas vergibt, ähnlich wie die primitiven Völker dies bei ihren Festen tun.» Ob solcher Lösung der Krise ist man verblüfft. Die Maske als Rettung! Ist diese Flucht in den Fasching vielleicht ein Sprung in die eigentliche Wirklichkeit? Die Maske eine Demaskierung? Unser Reinlichkeitsgefühl wird solche Lösungen niemals akzeptieren. Wir spüren nur stärker, dass die Menschen tatsächlich «keine Substanz mehr in sich besitzen, aus der heraus sie leben können».

Offenbar vermag der Psychologe diese Substanz nicht zu vermitteln. Aber er hat uns den Anknüpfungspunkt gegeben, hat den Satz begonnen, den der Theologe zu Ende führen muss. Zuvor aber sei der Name jenes Mannes erwähnt, der nicht nur mit fast unheimlicher, instinkthafter Hellsichtigkeit den geistigen Ausverkauf Europas registriert hatte, der aller Tiefenpsychologie, die er wie kein zweiter beherrschte, zum Trotz die metaphysischen Grundlagen des Daseins heraufbeschwor: Nietzsche. Kurz vor der Jahrhundertwende, 1881, schrieb er: «Gott ist tot. Wir haben ihn getötet — ihr und ich!» Das ist das ungeheuerliche, elementare Ereignis der letzten Jahrhunderte. Damit begann der geistige Substanzschwund, und damit der rasende Ritt kopfüber in den Abgrund. Erst heute versteht man die bangen Fragen: «Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Stürzen wir nicht fortwährend? Rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts?» Der Zusammenbruch war damit besiegelt. Was noch kam, waren Ersatzprodukte, verführerisch gross und bedeutend für eine Welt ohne Gott, innerlich kraftlos und dünn aber für jene, die wissen, dass Gottes Meere von den Schwämmen menschlicher Vorurteile nicht aufgesogen werden können. Die innere Brüchigkeit der beiden grossen Ordnungssysteme, die noch Rettung versprochen und versprechen, des Liberalismus und Sozialismus, wurde ja vom Einsiedler in Sils-Maria ebenfalls durchschaut: «Die liberalen Institutionen hören alsbald auf, liberal zu sein, sobald sie er-

reicht sind: Es gibt später keine ärgeren und gründlicheren Schädiger der Freiheit, als liberale Institutionen.» Der Sozialismus aber ist ihm «die zu Ende gedachte Tyrannie der Geringsten und Dümmeren, eine hoffnungslose, säuerliche Sache».

Aber Nietzsches eigene neue Werttafeln waren aus noch leichterem Material und zerbröckelten noch schneller in tausend Scherben — sein Verdienst bleibt nur, der Krise auf den tiefsten Grund geschaut, das Ausmass ihrer Erschütterungen vorausgesehen und laut vorher verkündet zu haben.

Die Ursache unseres Malaise ist also nicht von heute und gestern. Sie ist nicht oberflächlicher Art. Sie ist auch nicht spezifisch schweizerisch, sondern zeigt, trotz des «Logendaseins» unsere enge Verhaftung im abendländischen Geistesleben. Sie lässt sich darum auch nicht mit ein paar billigen Rezepten und Pülverchen, mit ein paar sozialen und psychohygienischen Verbesserungen beseitigen. — Es ist ein bemerkenswerter Fortschritt, dass man heute das Malaise zugibt, dass man nicht mehr mit überlegenem Lächeln und gelehrten Distinktionen die Prognosen der Untergangspropheten als pikante geistige Nachtspeisen oder krankhafte Uebertreibungen unschädlich zu machen sucht. Man mag sich nicht mehr berauschen im allgemeinen Taumel des Fortschrittsglaubens, denn deutlich, allzu deutlich ist diesmal mitten in den Orgien der Zerstörung die Fratze des Andern sichtbar geworden, der immer dann sich unverhüllt zeigt, wenn Gott tot ist.

Der Fortschritt in der Diagnostik der Ursache gibt nun die Möglichkeit, auch therapeutisch wirksamere Mittel zur Ueberwindung des Malaise zu suchen. Die klare Einsicht in die Tiefe und den Umfang des Schadens darf nicht paralysiert werden durch scheinbar kulturfreundliche, aber harmlose «Wiederaufbau-Programme», sie darf nicht sabotiert werden durch Tiefenpsychologen, die nichts von der geistigen Bestimmung des Menschen wissen wollen. Man muss den Mut aufbringen, sich wieder allgemein zu jenen Werten zu bekennen, die das Vakuum allein auszufüllen vermögen. Es sind Werte, die über den Alltag hinausweisen, die unserer Technik und unserem Sport, unserer Kunst und Literatur, unserer Presse und Politik und selbst unserem Triebleben einen höheren Sinn geben. Alle diese Tätigkeiten und Funktionen müssten von der Frage begleitet sein: Was hat das mit dem Wesen des Menschen zu tun, was mit dem Sinn unseres Lebens? Der Gott, den unsere Kultur getötet hat, müsste sein Grab sprengen und Auferstehung feiern. Aber hat sich dieses Ereignis nicht in geschichtlich verbürgter Weise einst in der Fülle der Zeiten vollzogen? Können wir Gott, den Quell des Lebens, überhaupt töten? Nur Duodezgotter stürzen vom Sockel, wenn Menschenfäuste sich gegen sie erheben. Wo aber Menschen den ewig Seienden selbst zu vernichten, zu töten meinen, da können sie diesen Mord nur in der eigenen Brust begehen, er wird zum unbewussten geistigen Selbstmord. — Die Therapeutik unseres Malaise wird damit nicht einfacher. Kein mechanischer Trick genügt, kein frommer Betrug kann helfen. Denn wie ein Verhängnis scheint über den einzelnen und den Völkern immer wieder die Versuchung zu diesem Selbstmord zu liegen. Klingt es nicht bitter, wenn einer der Prominenten erklärt: «Die Heilmittel lagen schon lange bereit, waren vielleicht älter als das Malaise selbst, warum konnte dies dann trotzdem entstehen?» Wie kann man am wohl gedeckten Tische verhungern? Diese Frage wird niemanden mehr beunruhigen müssen, als die Theologen und die guten Christen selbst. Jedes blosse «Proklamations-Christentum» wird durch sie als ungenügend, weil

zutiefst unecht, nur als Wegbereiter des Malaise entlarvt. Jedes Verlangen nach Säuberung wird zuerst den reinigenden Schnitt ins eigene Fleisch fordern. Aber auch die Anerkennung der persönlichen Schuld noch wird erst aller Zweideutigkeit enthoben, wenn sie zur Umkehr führt, und innerlich zur Assimilation des wiederentdeckten Wertes und der Wertzusammenhänge, und dann erst zum äusseren Dienste verpflichtet. Der lebendige Gott muss uns zum neuen lebendigen Ereignis werden. So nur wird der Substanzschwund durch neuen Substanzgewinn wettgemacht, kann das Malaise fruchtbar werden.

Wenn wir von diesem allgemein-europäischen Aspekt des Malaise auf seine spezifisch-schweizerische Ausprägung zurückblicken, so dürfte der Zusammenhang zwischen den erwähnten Tatsachen und Vorkommnissen mit den allgemeinen Ursachen, der Wertsetzung vor allem, einleuchten. Der Weg zur Ueberwindung des Missbehagens muss darum ebenfalls auf eine weite Strecke der gemeinsame europäische Rückweg zu den religiös-metaphysischen Grundwerten sein. Dann aber wird er zu einem spezifisch schweizerischen Heimweg werden müssen, zurück zu jenen Kräften, die einst unser Land und Volk in seiner guten und starken Eigenständigkeit begründet haben. Durch die wiederbejahte Bindung ans Ewige wird politisch unsere Auffassung von der Neutralität wieder jene Vertiefung erfahren, die sie nicht als etwas Negatives, als charakterlose Schwäche und Feigheit, als separatistischen Egoismus und Unfruchtbarkeit, sondern als Stärke erscheinen lassen. Wir dürfen in diesem Zusammenhange auf eine nicht sehr umfangreiche, aber um so inhaltsreichere, bedeutsame und erfreuliche Neuerscheinung des letzten Jahres hinweisen, auf das Buch von Karl J. Naef: «Die Schweiz das Herz Europas» (Rascher, Zürich, 1945). Naef lässt sich dabei nicht von jener unappetitlichen Sucht verführen, durch kühne Konstruktionen und freche Geschichtsklitterungen die Tatsachen umzubiegen. Er bleibt nüchtern, er weiss, dass das Bild der «tatsächlichen» Schweiz sich nicht so ideal präsentiert, aber er sieht die grossen Zusammenhänge und die treibenden Motive und will die «hohen Ideen, die unserem Staatswesen zugrunde liegen», herausarbeiten. Unsere Neutralitätsidee wird durch Naef einer historisch-ideologischen Analyse unterworfen und erscheint dabei nicht so sehr als Ergebnis der Staatsraison, und als politische Tatsache, sondern als geistige Idee, ja als «ursprünglich christliches Prinzip»: «Die Neutralitätsidee ist der politische Ausdruck für die ursprünglich rein religiöse Ueberzeugung, dass die Menschen alle, dass auch die Völker Brüder seien» (S. 32). Neutralität ist also nicht Ueberzeugungslosigkeit, sondern Ueberparteilichkeit, und es bedeutet nach Naef kein geringes Kompliment, wenn die Grossmächte uns solche Ueberparteilichkeit zutrauen, denn sie verlangt Umsicht und Takt, Selbstbeherrschung und Noblesse, «mehr noch: jene Bruderliebe, die sich nicht vergisst». «Behaupten, die Schweiz müsse neutral sein, weil sie die Hüterin dreier Kulturen sei, an denen sie durch die Dreisprachigkeit teilhabe, hiesse Ursache und Folge verwechseln. Es geht nicht an, die Neutralität aus einem äusseren und ungeistigen Moment, einer Schwäche und Uneinigkeit herzuleiten. Gerade der neutrale, d. h. friedliche und föderalistische Geist hat das Zusammenwachsen deutscher, französischer und italienischer Länder ermöglicht.» Interessant ist, wie Naef auch das Defensivprinzip der alten Kriege, ja sogar der Reisläuferei zur Beleuchtung unserer Neutralitätsidee heranzuziehen versteht. So wird Neutralität zum Ausdruck eines umfassenden Universalismus, in dem jedem einzelnen seine Freiheit gewahrt bleibt. Die

blosse «negative» Neutralität, die reine Nichtteilnahme an Kriegen, fordert darum die Ergänzung durch die «positive» Neutralität der Hilfeleistung und Liebestätigkeit des Roten Kreuzes über alle Grenzen der Nationen und Völker hinweg, die in der uralten Praxis des schweizerischen Asylrechtes vorgebildet war. Die Wurzeln unseres Staatswesens sind also nicht bloss politisch, sondern sittlich religiös. Eine solche Neutralitätsauffassung vermag darum jedes Unbehagen über ein «Logendasein» der Schweiz zu vertreiben. Wir sind nicht bloss Zuschauer, sondern Mit-Leidende im blutigen Weltgeschehen, und unsere Ueberparteilichkeit lässt uns seelisch nur um so schmerzlicher die Tragik des zerrissenen Europas erleben.

Freilich, eine solch hohe Auffassung ist nicht mehr überall Gemeingut unseres Volkes. Jene Gesinnung warmer Menschlichkeit als echte «Humanität» war das Erbe des Christentums und einer christlichen Erziehung. Kenneth Lindsay hat aber gerade auch an unserer Erziehung wichtiges vermisst, und auch vom Malaise unserer Schulen gesprochen. Er hat es auf die Formel gebracht: «Es ist zuviel militärische Autorität, zu viel Gelehrsamkeit darin und zu wenig Menschlichkeit». Damit hat er uns einen Stoss ins Herz versetzt. Tiefer hätte er uns nicht treffen können. Es hiess das praktisch: ihr

habt genau das Gegenteil von dem getan, was Pestalozzi, euer Heros, doch gefordert hat. — Allein, es ist kein Zufall, dass unsere Pädagogik nicht den gewünschten Erfolg erreicht. Sie bewegt sich allzusehr in den Extremen, entweder autoritativ und im Kasernenton nur das jeweils geforderte Ziel zu forcieren, ohne Rücksicht auf die Aufnahmefähigkeit der jugendlichen Seele und ihr organisches Wachstum, oder umgekehrt, ohne klares Ziel nur «vom Kinde aus» einen dilettantischen Unterricht zu erteilen, der nicht über eine ästhetische Spielerei hinausführt. Wann wird jene «Wertpädagogik» endlich Allgemeingut werden, die uns im Erlebnis von hohen Werten die Begegnung jugendlicher Wertsehnsucht und objektiver, letzter Sinngehalte schenkt? Solche Pädagogik wird nicht vor allem durch die Lautstärke der Stimme des Erziehers und die Entschiedenheit seines Tones, durch seine Fähigkeit, «Disziplin» zu halten, sondern durch die unbestechliche Echtheit, mit der sie dem Drang nach seelischen und geistigen Werten antwortet, erziehen. Wenn einst diese naturgemässe Bildung zur vollen, gottgewollten Menschlichkeit über alle Flachheit und Hohlheit, über alle bonzenhafte Anmassung gestellt wird, dann erst sind wir auf dem Wege zur wertvollen Gemeinschaft freier Menschen, dann darf die Diskussion um unser Malaise verstummen.

Katholisches Leben im besetzten Holland

Gewaltig sind, nach Menge und Wert, die Leistungen der holländischen Katholiken in der so schweren Zeit der deutschen Besetzung. Von den Bischöfen, mit dem ehrfurchtgebietenden Kardinal Jan de Jong an der Spitze, bis hinunter zum einfachsten Kind des Kirchenvolkes, waren die bedrängten Katholiken sich ihrer Verantwortung bewusst, und sie nahmen die schwere Last dieser Verantwortung auf sich, mit jener schlichten Selbstverständlichkeit, die für den Christen im allgemeinen, noch mehr aber vielleicht für den holländischen Christen bezeichnend ist.

Der Holländer verabscheut nämlich, seiner nüchternen Veranlagung und seinem verhältnismässig geringen Temperament entsprechend, jede grosse Geste. Seine scharfe Beobachtungsgabe lässt ihn die Schwächen der Menschen und der — Systeme rasch erkennen, sein trefflich entwickelter Humor zeigt ihm auch gar bald ihre komischen Seiten. So manche der Methoden, sich «populär» zu machen, die im Vaterlande der Besetzer recht «gute» Ergebnisse zeitigten, wie maschinenmässig präzises Marschieren, klingende Lieder und Regimentsmusik, auffallendes Grüssen, prunkvolle Paraden, verschwenderische Propaganda mit Bild- und Schrifreklame usw. — in Holland wirkte das alles im allgemeinen nur «komisch». Darum war der Holländer, auch der katholische, im Anfang der Besetzungszeit geneigt, die Gefahr zu unterschätzen. Sobald man diese aber am eigenen Leibe und an der eigenen Seele zu fühlen begonnen hatte, stand man bereit: man wusste, dass die höchsten Werte gefährdet waren. Es galt die Freiheit des Vaterlandes und des Glaubens! Dafür setzte man auch sein Leben ein, getreu den Worten, die der grosse deutsche Freiheitsdichter einst ausgesprochen hat:

«Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel grösstes aber ist die Schuld!»

Geschlossene Abwehr der Katholiken.

Nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz der holländischen Katholiken ist aus Schwäche schuldig geworden.

Die Vertreter des Klerus, vom Erzbischof bis zum kleinsten Kaplan, gaben das Vorbild der Treue und des Mutes, die katholischen Organisationen und Kongregationen, die katholische Universität (in Nymwegen) und die Schulen folgten nach, nicht minder die katholischen Aerzte mit ihrem Pflegepersonal, Künstler und Schriftsteller, Beamten und Bauern, Arbeiter und Arbeitgeber; die Jugendorganisationen, vor allem die St. Georgspfadfinder, verdienen es, besonders ehrenvoll genannt zu werden.

Wie schon angedeutet: man merkte die Gefahr nicht gleich, man nahm sie nicht ernst genug. Dazu kam, dass sich das deutsche Militär im ganzen gut aufführte und die Formen einer sachlichen Höflichkeit in acht nahm, was der Holländer sehr zu schätzen weiss. Doch es blieb ja nicht bei der Militärverwaltung, und mit der zivilen Verwaltung kam jene Kontrolle, die — trotz aller vorhergegangenen Versprechungen — bis ins kleinste ging und nichts verschonte. Typisch war in dieser Hinsicht das Schicksal der katholischen Presse in Holland. (Vgl. auch Jan Roeren [Amsterdam] in der «Furche» [Kulturpolit. Wochenschrift], Wien, 2. Februar 1946, «Holländische Presse in der Zwangszeit», Seite 3.) Nachdem diese während der Militärverwaltung glimpflich behandelt worden war, erstand nun die deutsche Pressekontrolle des Reichskommissariats. Alle wichtigen Regierungsstellen verfügten über «Pressesachberater». Ein «Ministerium für Volksaufklärung» (Departement van Volksvoorlichting), mit abgefallenen Niederländern besetzt, sollte vor allem die Presse entsprechend beeinflussen und umformen. Die vornehmste katholische Zeitung, der «Maasbode», wurde verboten. Bald gab es keine wirklich katholische Zeitung mehr, höchstens farblose Nachrichtenblätter, in denen an ganz bescheidenen Stellen etwa noch das katholische Leben berücksichtigt werden konnte. Katholische Redakteure und Journalisten wanderten in die Gefängnisse; manche sind in der Gefangenschaft ums Leben gekommen. Allmählich verschwanden die letzten Reste der Pressefreiheit. In einem öffentlichen Hirten-schreiben vom 7. Juli 1944 erklärten die Bischöfe, dass

so gut wie alle «katholischen» Blätter, die es noch gäbe, von den Bischöfen nicht mehr als katholische Zeitungen anerkannt werden könnten. Einigen Zeitungen, die ausdrücklich genannt waren, wurden in der Folge auch die offiziellen kirchlichen Berichte nicht mehr zugesandt.

In engster Verbindung mit der katholischen Presse stand in Holland natürlich der katholische Rundfunk; auch dieser wurde ausgeschaltet. Es entstand ein Staatsrundfunk mit entsprechender «Rundfunkbetreuungsstelle». Schon im Juli 1940 erfolgte das Verbot, einen nicht-deutschen Sender zu hören, «um das niedere Volk vor unwahren Berichten zu schützen!» («Volkskrant» vom 8. Juli 1940.)

Bedeutung der Hirtenbriefe.

Es wird somit begreiflich, dass es für weite Kreise der katholischen Bevölkerung Hollands, doch auch für die andersgläubigen Vaterlandsgetreuen, bald nur mehr eine einzige wirkliche Informationsmöglichkeit gab, nämlich: die öffentlich verlesenen Hirtenbriefe und Instruktionen der Bischöfe! Doch nicht nur Informationen gaben diese bischöflichen Äusserungen ihren Hörern, sondern sie boten ihnen auch, über den Kreis der Kirchengläubigen hinaus, den so notwendigen sittlichen Halt, die verpflichtende Richtschnur verantwortungsbewussten Handelns und — in oft völlig verzweifelter Lage — den tröstlichen Ausblick zu einer ewiggültigen Ordnung, einer einzigen, letztlich triumphierenden Wahrheit.

Dem rückschauenden Betrachter aber sind diese Bischofschreiben zugleich wertvollste geschichtliche Quellen. In ihnen spiegeln sich die jeweiligen schwierigen Situationen mit ihren Ent- und Verwicklungen. Man sieht, dass die Bischöfe nicht erst nach der Besetzung Hollands ihre warnende Stimme erhoben, sondern schon im Jahre 1934. Und bereits 1936 wurden logischerweise die Sakramente denjenigen Mitgliedern der «Nationalsozialistischen Bewegung» (NSB) verweigert, die der Partei «wirkliche Unterstützung» angeheißen liessen. Nachdem es sich in der Folge deutlich herausgestellt hatte, dass die Partei die Kirche in der freien Ausübung ihrer Funktionen zu verhindern suchte, verboten die Bischöfe im Jahre 1941 die Mitgliedschaft, bei Strafe der Exkommunikation. Im Jahre darauf erfolgte das bischöfliche Verbot, katholische Vereins- und Schulgebäude an die Partei zu vermieten; diese konnte solche Lokale nur mit Hilfe der Besetzungsmacht anfordern. Schritt für Schritt, mit Vorsicht und Takt, bekämpften die ihrer hohen Verantwortung bewussten Oberhirten die mehr oder weniger verkappte neuheidnische Bewegung. Ihren aktiven Mitgliedern wurde die kirchliche Trauung, das kirchliche Begräbnis verweigert. Niemals aber ward die Taufe der «NSB-Kinder» verweigert, wenn nur eine Aussicht auf christliche Erziehung bestand.

Gegen die Schändung der christlichen Grundsätze.

Im Einvernehmen mit den protestantischen Kirchen erhoben sich die Bischöfe gegen die Schändung der drei grossen christlichen Grundsätze: Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und persönliche Freiheit. Willkürlich wurden holländische Untertanen gefangen genommen und gefangen gehalten, Arbeiter wurden nach Deutschland deportiert (mit Ausnahme weniger Kategorien «Unentbehrlicher»), wo sie für den «deutschen Sieg» arbeiten mussten. Mit aller Schärfe, doch vergeblich protestierten die christlichen Kirchen gemeinsam gegen die Deportation der Juden, mit all ihren furchtbaren Folgen.

Die Studenten sollten gezwungen werden, eine sogenannte «Loyalitätserklärung» zu unterschreiben, widrigenfalls sie sich polizeilich zu melden hatten (6. Mai 1943), um in den Arbeitsdienst eingeschaltet zu werden. Tausenden von jungen Leuten, die, von ihren Seelsorgern, Lehrern, Eltern beraten, natürlich nicht unterschrieben hatten, blieb nichts anderes übrig, als «unterzutauchen». Immer wieder wurden sie aufgespürt, gefangen, verschleppt. Ein gemeinsames Schreiben der Kirchen (vom 17. Februar 1943) verurteilte aufs schärfste diese Menschenjagd; eine bischöfliche Instruktion richtete sich an die Polizeileute, den Befehlen, auf junge Menschen Jagd zu machen, doch nicht nachzukommen. Es war schwer genug für die Polizei, sich hier tapfer zu halten: Konzentrationslager und Füsilierung drohten ihnen, wenn sie die Befehle der Besetzungsmacht nicht ausführten.

Jeder einzelne Holländer musste sich in seinem, von den Vätern überkommenen Freiheitsbewusstsein bedroht fühlen, denn allen vorhergegangenen gegenteiligen Versicherungen zum Trotz und Hohn, versuchten die Besetzer, den «dummen Holländern», die offenbar das ihnen zugedachte Glück nicht fassen und würdigen konnten, die eigene «Lebensanschauung» in Rechtspflege und Unterricht, in Kunst, Wissenschaft und Presse, kurz im ganzen Gemeinschaftsleben aufzudrängen. Es war der erbitterteste Kampf der Meinungen, den man sich denken kann, doch es war ein sehr ungleicher Kampf, da die Gegenseite über alle Machtmittel verfügte! In diesem, menschlich gesprochen, aussichtslosen Kampfe waren es wieder die Bischöfe, die den oftmals fast verzagenden, hie und da schon wankenden Streitern immer wieder Mut zusprachen, immer wieder Ziel und Richtung gaben. Oft handelte es sich auch um grundsätzliche Richtigstellungen, so etwa, als man auch auf katholischer Seite schon daran dachte, allgemeine Standesorganisationen zu errichten und die konfessionellen abzuschaffen. «Nicht in der Verflachung der Lebens- und Weltanschauung des Einzelnen», so erklärte das Hirtenschreiben, «kann die Kraft eines Volkes liegen, sondern nur im einträchtigen Zusammenwirken zum Wohle des Vaterlandes, mit Ehrfurcht vor der tiefsten Ueberzeugung des anderen» (Hirtenschreiben zur 12. Jahrhundertfeier St. Willibrords, des Apostels der Niederlande, vom 7. Oktober 1940). Dieser Hirtenbrief durfte nicht in den katholischen Tagesblättern gedruckt und nicht durch das Radio verbreitet werden.

Nicht um politische Macht war es den verantwortungsbewussten Leitern der Kirche zu tun. Nein, «es handelte sich um Sein und Nichtsein des Christentums, der unsterblichen Sittenlehre, der christlichen Kultur!» Allen Niederländern galt die Sorge der Oberhirten. So traten sie für die getauften Judenkinder ein; die katholischen Schulen mussten sie, die das Recht auf christliche Unterweisung hatten, trotz der Verfügung der Machthaber behalten. Die röm.-kath. Pfarrämter, Krankenhäuser und Bibliotheken setzten sich über die offizielle Losung «Voor Joden verboden» (für Juden verboten) hinweg. Die geistliche Sorge galt insbesondere den kriegsgefangenen Heeresangehörigen, den holländischen Zwangsarbeitern in Deutschland und den Gefangenen der Konzentrationslager. Es gab eine sehr stattliche Zahl von Seelsorgern (auch evangelischen!), die freiwillig, unter den grössten Gefahren, Hervorragendes leisteten. Seit 1941 gab es den «Fonds voor bijzondere nooden (für besondere Nöte) van het Episcopaat». So war es möglich, die Opfer ihrer grundsatztreuen Haltung im Falle der Arbeitslosigkeit, Entlassung, Entziehung von Unterstützungen usw. über Wasser zu halten;

Verfolgte und Mittellose, Kranke, Evakuierte konnten unterstützt werden, desgleichen die Bewohner der hungernden Städte im Norden und Westen des Landes (vgl. Hirtenbrief betreffs Nahrungshilfe für den Westen des Landes, vom Erzbischof und dem Bischof von Haarlem, 20. Dezember 1944) (als der Süden bereits befreit war) und alle jene Opfer von Bombardements, denen der «Nederlandsche Volksdienst» nicht half, dessen General-Direktor übrigens im September 1944 das Hasenpanier ergriff.

Caritas.

Die rassistisch und politisch orientierte und organisierte «Wohltätigkeit» wurde von allen gesinnungstreuen holländischen Christen naturgemäss abgelehnt. Noch niemals hatte die wahre christliche Caritas so viel Gelegenheit, sich zu betätigen. Die verboten oder doch praktisch lahmgelegten und scharf kontrollierten katholischen caritativen Vereinigungen, wie St. Vincentius- und St. Elisabeth-Verein, leisteten, in kleinen Gruppen und ganz unauffällig, vortreffliche Arbeit, dasselbe gilt von den Pfadfindern. Vor allem aber konnten sich die einzelnen katholischen Familien bewähren; ihnen war ja durch ihre geistlichen Führer jede Mitwirkung an den unbarmherzigen Massregeln der Besetzer verboten. Doch die grosse Mehrzahl der katholischen (und auch der protestantischen) Familien ging über das Verbot hinaus zu echten Taten der Nächstenliebe über. Da gab es kaum ein christliches Haus, das nicht einen «onderduiker» verbarg, schützte und ernährte, mochte es nun ein gesinnungstreuer und darum verfolgter Beamter oder Lehrer, Priester oder Arzt sein, ein Mitglied der Widerstandsbewegung, ein Student, der nicht unterschrieben hatte oder irgend ein anderes Razzia-Opfer, oder aber ein Judenkind, dessen Eltern verschleppt oder bereits tot waren. Sehr häufig geschah es natürlich auch, dass Angehörige der verbündeten Armeen, zumeist Piloten und Parachutisten, unter eigener Lebensgefahr ins Haus aufgenommen und versteckt gehalten wurden. Die jun-

gen Familienmitglieder, besonders wenn sie — wie übrigens die meisten Holländer — über gute Kenntnisse der englischen und französischen Sprache verfügten, leisteten vielfach wichtige Aufklärungs- und Nachrichtendienste. Auch deutsche Kriegsdienstverweigerer, vor allem, wenn sie Geistliche oder Seminaristen waren, fanden Aufnahme in katholischen holländischen Familien, die sich dadurch natürlich in die allergrösste Gefahr begaben. Lebensgefährlich war auch die Arbeit für die «ondergrondsche» («unterirdische») Presse. Eine ganze Menge von Bulletins, Gedichten, Flugblättern, Zeitungen und Zeitschriften wurden unter den erswerendsten Umständen in eiskalten Kellerlokalen gedruckt, ohne Licht, ohne Strom, von hungrigen Druckern und Druckerinnen; Ausweise und Stempel wurden für die Widerstandsbewegung gefälscht. Alles musste mit grösster Vorsicht, sehr häufig durch Frauen und Mädchen, in Kinderwagen transportiert und bestellt werden. Die Pfadfinder hatten unzählige Gelegenheiten, ihre guten Dienste zu leisten.

Ein junger katholischer Pfadfinder war es auch, der, ebenso planvoll als tollkühn, die wichtige Waalbrücke zu Nymwegen rettete, die von den verzweifelnden Deutschen «opgeblazen» werden sollte. Er wurde später, als er einen anderen «kleinen Auftrag» (wie er daheim erklärte) ausführen sollte, erschossen. Ein bescheidenes Ehrenmal an der Brücke verkündet nun den Ruhm des schlichten jungen Helden.

Aber wie viele unbekannte Helden und Heldinnen hat das kleine flache Land an der See getragen! Sie haben, wie sie selbst sagen, nur ihre vaterländische Pflicht getan. Die Katholiken unter ihnen aber sind — im Grössten und im Kleinsten — den sorgenden Weisungen ihrer Kirche treu geblieben, die ihnen immer wieder, allen feindlichen Lockungen und Drohungen entgegen, das Evangelienwort vor Augen hielt: «Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen!»

Ex urbe et orbe

Sorge um die United Nations Organisation.

Bundesrat Petitpierre hat kürzlich die UNO, die United Nations Organisation, als «die letzte und einzige Chance» der Rettung der Welt aus dem Chaos bezeichnet. Bis die UNO diese Hoffnung erfüllen kann, müssen sich in ihr allerdings noch einige Wandlungen vollzogen haben. Die UNO ist eine amerikanische Idee, und es ist deshalb begreiflich, dass in erster Linie Amerikaner sich bemühen, den tragenden Geist der neuen Völkergemeinschaft zu finden. Emery Reves tut das in «The Reader's Digest» vom Februar 1946. Er zerlegt der Reihe nach die Irrtümer, von denen der Genfer Völkerbund ausging und die leider auch wieder der Ausgangspunkt der UNO seien. Er befürwortet eine Weltregierung, welche die Rückkehr zum mittelalterlichen Reichsgedanken, erweitert in Wirklichkeit über die ganze Welt, bedeutet. John Dewey beschäftigt sich mit dem gleichen Gedanken zur Schaffung einer «weltumfassenden menschlichen Gesellschaft» («Die Furche», Wien, 6. April 1946). Er betont die Notwendigkeit, Ordnung in das Chaos einer aus den Fugen geratenen Welt zu bringen und den staatlichen und nationalen Egoismus zu überwinden.

In seinem Osterartikel in der «National-Zeitung» (20./21. April 1946) macht aber J. B. Rusch mit Recht darauf aufmerksam, dass vor der «Zusammenarbeit in der Ordnung unter Belassung der Freiheit» zuerst die «Ausscheidung des Elementar-Gegensätzlichen» kommen müsse. Die Freiheit hat vor 150 Jahren die Ordnung gesprengt. In diesem Sprungriss ist das Ebenbild Got-

tes untergegangen und an seiner Stelle die Dämonie erschienen. Heute ist es unmöglich, die Ordnung wieder zu schaffen und die Freiheit aufrecht zu erhalten, ohne dass zuerst die Ausscheidung des Durcheinanders kommt. Zuerst muss man sich loslösen von dem, was den Menschen bisher zum Verhängnis wurde.

Dieses Verhängnisvolle ist an erster Stelle der exklusive und aggressive Nationalismus. Natürlicherweise hat der Nationalismus auch seine Werte, denen man Schutz angedeihen lassen muss. Eine grössere Interessengemeinschaft der Nationen und Völker kann nicht aufgebaut werden, wenn man die Gemeinschaften des Glaubens, der Arbeit und der gegenseitigen Unterstützung, die seit Jahrhunderten in Treue bestanden haben, ganz einfach wegfegt. Eine Weltregierung, die nicht auf den Ordnungen und Eigenwerten der Familie, der Berufsgemeinschaften, der Gemeinden und der Völker aufgebaut wäre, würde einen recht unsicheren Bestand haben. Aber der aggressive politische Nationalismus muss überwunden werden, jener Nationalismus, der sich das Recht auf Expansion auf Kosten der schwächeren Staaten anmass. In der Linie des politischen Nationalismus liegt nur eine Einigung der Völker durch Gewalt. Der Weg über die Gewalt ist auf die Dauer aussichtslos. Das Ende dieses Weges kann nur ein Zustand der Anarchie sein.

Freilich sowohl die Ueberlegungen von Emery Reves wie die von John Dewey vermeiden es, in ausdrücklichen Worten die letzten Grundlagen zu nennen, auf denen eine wahre «menschliche Gesellschaft» aufgebaut werden kann. Wenn nicht ein auf

Gott gegründetes, Menschen und Staaten verpflichtendes Naturrecht die Grundlage bildet, wird die UNO niemals die Chance bieten, die Welt aus dem Chaos zu retten.

Zum Spanien-Problem.

Sir William Beveridge hat kürzlich einen Artikel zum Spanien-Problem geschrieben, den die «Weltwoche» vom 26. April 1946 veröffentlicht. Seine klaren, zuverlässig dokumentierten Äusserungen sind geeignet, dass sich der Leser in der heute bekanntlich heiss umstrittenen Spanienfrage ein einigermaßen gültiges Urteil bilde.

Beveridge ist freilich der liberale Engländer, dem daran liegt, dass das totale Regime in Spanien verschwinde (katholische Kreise vor allem in Frankreich, aber auch anderswo, haben ja auch dieses Anliegen). Aber er lässt sich dabei doch von nüchternen politischen Erwägungen leiten, und was uns vor allem wertvoll ist, von Tatsachen, von denen er sich in einem acht-tägigen Aufenthalt Ende März/Anfang April in Madrid überzeugte.

Beveridge verurteilt unbedingt das Vorgehen der gegenwärtigen polnischen Regierung, die die sogenannte spanische Exilregierung in Paris formell anerkannt und den Fall Spanien vor die Sitzung der Vereinigten Nationen gebracht hat. Er meint, die Annahme, dass irgend eine vom Chef dieser Exilregierung geführte Regierung Spanien den äusseren Frieden geben könnte, sei gefährlicher Leichtsin. Ebenso unheilvoll erscheint ihm der Versuch, durch Druck von aussen das Franco-Regime in Spanien zur Abdankung zu zwingen. Als den besten Weg betrachtet er das freundschaftliche Verhalten gegenüber dem spanischen Volk und die Bemühung, den besonderen Charakter des spanischen Problems zu erkennen. Am liebsten sähe er es, wenn eine Art Brücke geschaffen werden könnte, «über die sich der gegenwärtige Staatschef nebst allen anderen, die im vergangenen Bürgerkrieg an führender Stelle standen, mit dem zufriedenen Bewusstsein, die Ordnung wieder hergestellt zu haben, ins Privatleben zurückziehen könnte. Gleichzeitig müsste er die Zügel der Regierung neuen Händen anvertrauen, die für Gerechtigkeit, Freiheit und besseren sozialen Ausgleich zu sorgen hätten. Vielleicht liesse sich in Spanien eine solche Brücke am ehesten durch die Wiedereinführung der konstitutionellen Monarchie schaffen, die zur Unterdrückung von Gewalttaten die Armee benützen, im übrigen aber die grundlegenden bürgerlichen Freiheitsrechte garantieren und schrittweise ein liberales politisches System aufbauen würde». So, meint Beveridge, liesse sich Spanien «liberalisieren».

Wichtiger für unsere Beurteilung sind aber eine Reihe Erfahrungen, die Beveridge in Spanien gemacht hat. Wohl hat Spanien ein diktatorisches Regime, das jeden Versuch, eine andere Regierungsform einzuführen, unterdrückt. Aber alle Leute, mit denen Beveridge in Spanien zu sprechen Gelegenheit hatte, haben in jeder, ob privaten oder offiziellen Unterhaltung sich offen und ruhig ausgesprochen. Niemand habe sich zuerst umgeschaut, ob vielleicht ein Polizeibeamter zuhöre. Beveridge kommt demnach zum Schluss: «Es muss anerkannt werden, dass dieses Regime die Knebelung der Freiheit lange nicht so weit treibt, wie das in zahlreichen anderen Gegenden Europas unglücklicherweise zur Gewohnheit geworden ist.» Ausländische Zeitungskorrespondenten in Spanien können nach draussen offen berichten. Die Menschen in Spanien können sich freimütig gegen die Regierung äussern und sie tun es auch, nicht nur im privaten Kreis, sondern in öffentlichen Lokalen. Hochschulprofessoren, die für ihre kritische Einstellung dem Regime gegenüber bekannt sind, behalten trotzdem ihre Lehrstühle. «Aus keiner Charta geistiger Menschenrechte liesse sich billigerweise gegen das Franco-Regime eine Anklage konstruieren, die nicht in gleichem oder sogar stärkerem Masse gegen die heutigen Regierungen von halb Europa erhoben werden müsste.»

Für Beveridge steht es einwandfrei fest, dass der Durchschnittspanier dankbar ist für die Ordnung in Spanien, die kraft des Franco-Regimes heute besteht. Am 7. Jahrestag des am 1. April 1939 erfolgten Einzuges der Franco-Truppen in die Stadt Madrid fand eine Parade statt, bei der die riesige Volksmenge unausgesetzt im Sprechchor rief: «Russland: nein! Franco: ja!»

Wir sind Sir Beveridge dankbar für diese Orientierung und ebenso für seine Meinung, man könne Spanien das Ende des totalitären Systems wünschen, ohne ein einziges Prinzip von Freiheit und Gerechtigkeit zu verletzen.

Rückkehr zur Scholle in Frankreich.

In einem französischen agrarischen Fachblatt «La Moisson» wird von einer Erscheinung der neuesten Zeit gesprochen, die soziologisch interessant und aufschlussreich ist. Pierrechaud führt dort im Zusammenhang mit der Begründung eines Staatsamtes für Bodenbewirtschaftung und die Wiederbebauung unausgenützter Ländereien aus: Es sei ja ganz gut, den Mangel an Landarbeitern durch Maschinenausrüstung des Bauern zu erleichtern, aber Mechanisierung löste nicht die menschliche Seite des Problems. Und da erzählte nun der Verfasser eine merkwürdige Geschichte aus der Nähe von Cluny. Eine dortige Ortschaft, die sich noch im vorigen Jahrhundert zufolge ihres ausgezeichneten Weinbaues einer beneidenswerten Wohlhabenheit erfreute, wurde durch den Anreiz, den später die Bergwerke von Montceau und die Creuzot-Fabriken für Zuzug aus der Landbevölkerung boten, vor zwanzig Jahren bereits dem sicheren Aussterben geweiht. Aber was spielt sich nun seit einiger Zeit hier ab? Ein Teil der früheren Bewohner, ältere Leute, reife und abgeklärte Menschen, kehren in diesen Ort zurück. Sie waren kleine Beamte, Angestellte und Leute der kaufmännischen Berufe geworden und nun kommen sie wieder, von dem Bedürfnis nach Ruhe und Frieden angezogen. Sie haben eine kleine Gemeinschaft geformt, die sich ihre Hilfsmittel gemeinsam verschafft. Sie haben ihre Arbeitszeit und Kraft den Winzern zur Verfügung gestellt und ziehen daraus eine Bezahlung in Naturalien. Daneben haben die Bauern ihnen Landparzellen bewilligt, welche sie in wertvolles Gartenland umwandelten. Heute verfügt die Gemeinschaft bereits über einen Pachtviehbestand und will sich schon einen Motorpflug anschaffen. Man hat noch andere Pläne. Ihr Hauptziel ist, das seiner Zeit aufgegebene Nutzland wieder neu fruchtbar zu machen.

Der französische Verfasser sagt: «Diese Heimkehr zur Scholle, die völlig freiwillig und ohne grosse Erleichterungen auch nur entfernt zu erhoffen, so sehr glückte, sollte man sie nicht begünstigen und ermutigen? Was kann diese Bewegung hervorrufen und fördern? Vom psychologischen Gesichtspunkt aus besehen, besteht die Neigung zur Rückkehr auf das Land, wohl bei all denen, die ihre jüngeren Jahre auf dem Land gelebt haben. Und das sind viele. Man braucht also keinen grossen Aufwand an Propaganda. Es würde genügen, ihnen ein Minimum von Existenzsicherheit zu garantieren. Damit kommen wir zu dem zweiten Faktor, der diese Bewegung der Heimkehr der Älteren auf das Land, bestimmt hat. Es ist nicht damit getan, dass man nur theoretische Möglichkeiten im augenblicklichen Elendzustand denjenigen bietet, die man zu diesem gesunden Leben auf dem Lande veranlassen will. Man käme offenbar sehr schlecht mit blossen Versprechungen auf lange Sicht bei ihnen an. Man muss ihnen praktische Möglichkeiten bieten. Diese zählen. Sie zählen doppelt, weil sie sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt bedeuten.»

Das sind doch wohl Erfahrungen und Erwägungen, die auch für uns in der Schweiz etwas zu sagen haben.

Drei Osterstimmen über Christentum und Katholizismus.

In der Osternummer des «Vorwärts» (20. April) schreibt Peter Surava den Osterartikel mit der Ueberschrift: «Revolutionäres Christentum». Die Kluft zwischen Christentum und dem Leben sei im Rahmen einer kapitalistischen Welt so unüberbrückbar gross geworden, dass wir nicht einmal mehr fähig seien, sie zu ermassen. Der christliche Gedanke sei uns fern und fremd geworden, er sei dermassen verfälscht, verbogen, geschändet und mit Füssen getreten worden, «dass sich der ernsthaft nach Erkenntnis strebende Mensch vom offiziellen Christentum abwenden muss, wenn er sich nicht selbst zum widerwärtigen Heuchler und Pharisäer erniedrigen will». Im Artikel wird dann auf den «blutbefleckten Führer des spanischen Faschismus» hingewiesen, der vor aller Welt ungestraft erklären konnte, er werde seine Macht auch in Zukunft auf Kreuz und Bibel bauen. Ein lebensfähiges und religiös kraftvolles Christentum müsste sich in einem Sturm der Entrüstung dagegen erheben. «Und der Mann in Rom, der sich 'Stellvertreter Christi' nennt, müsste mit der ganzen Gewalt seiner Persönlichkeit und seiner realen Macht den Bannfluch gegen diese unerhörte Gotteslästerung schleudern».

Solche Ueberlegungen genügen dem Osterartikler, um seine «feste Ueberzeugung auszusprechen», dass «nur der Sozialist, der

die weltgeschichtliche Umwälzung unserer Tage voll erlassen kann, in der Lage ist, die gewaltige Kraft des revolutionären Christentums aufzunehmen, zu verarbeiten und weiterzugeben». Dann kann man doch nur sagen, das sind Worte, nichts als Worte. Es gehört schon eine ungeheure Oberflächlichkeit dazu, so in Bausch und Bogen das kirchliche Christentum hinwegzufegen und der dem christlichen Denken innerlich so fern als möglich stehenden radikalen Linksbewegung die Weitergabe des christlichen Gedankens zuzusprechen.

Wer das Christentum ernsthaft in seinen Dokumenten studiert, wird von anderen Gedanken erfüllt, als sie in dem eben genannten Osterartikel zum Ausdruck kommt.

*

In der Osternummer «der öffentliche Dienst», dem Organ der freien Gewerkschaft des «Verbandes des Personals öffentlicher Dienste» (18. April 1946) wird die 9. Auflage von Karl Adams «Wesen des Katholizismus» besprochen. Der Rezensent macht darauf aufmerksam, für den Leser sei der gute Wille wichtig, «sich einmal vorurteilslos in die Wunderwelt des Katholizismus hinein führen zu lassen».

Hören wir ihn weiter: «Es ist geradezu haarsträubend, wie wenig im allgemeinen der Nichtkatholik vom Katholizismus weiss. Ueber ihn geurteilt wird in der Regel auf Grund des protestantischen oder freidenkerischen Vorurteils, die katholische Kirche sei ein Gebilde voller Aberglaube, Machthunger oder Verschlagenheit... Es sollte aber eines wahrheitsliebenden modernen Menschen unwürdig sein, Sprüche zu klopfen über Erscheinungen, denen er nicht auf den Grund gegangen ist.»

Freilich wollen wir auch davon Kenntnis nehmen, dass in der Zeitschrift bemerkt wird, die katholische Kirche mache es im allgemeinen dem Nichtkatholiken recht schwer, ihr mit Wohlwollen zu begegnen. Sie sei so ungeheuer vielgestaltig und enthalte darum für den Nichtkatholiken so viel «unevangelische Züge», sie zeige sich nach aussen oft so intolerant und mittelalterlich, dass man sich überwinden müsse, sich mit ihr abzugeben;

auch ihr Bemühen, «die Welt zu rekatholisieren», sei oft so aufdringlich, dass man sich unwillkürlich in Verteidigung und Angriffslage begeben. — Den Rezensenten hat das Buch von Karl Adam nicht verhindert, bei seiner Kritik zu bleiben und auch nicht bewogen, wie er sagt, katholisch zu werden. Aber eines ist doch sicher unmöglich, dass auch ein Sozialist sich ernsthaft mit den Dokumenten des kirchlichen Christentums befasst, in so vager und dreister Weise Angriffe gegen das «offizielle Christentum» schleudert, wie es der «Vorwärts» tut.

*

Ebenfalls in ihrer Osterausgabe (Nr. 695) hat schliesslich die «Neue Zürcher Zeitung», wohl durch ihren Mitarbeiter Ernst Bieri, zu den neuen Angriffen auf den angeblich «politischen Katholizismus» Stellung bezogen. Der Verfasser bespricht die beiden Bücher «Der politische Katholizismus in der Schweiz» (von Adolf Landolt und Arthur Frey) und «Der politische Katholizismus» (von P. Schmid-Ammann). Er fasst zunächst die Vorwürfe in grossen Zügen zusammen, um dann festzustellen, dass keineswegs «alle Protestanten wegen der Aktivität auf katholischer Seite in Furcht und Zittern geraten». Er unterscheidet, was nach seiner liberalen protestantischen Auffassung an den beiden Büchern gut und schlecht ist. Frey wirft er vor, er bringe «den gefährlichen Mächten der Uebertreibung und unbewiesenen Behauptungen seinen Tribut». Von Schmid-Ammanns Buch sagt er, es sei ein Beleg dafür, «wie unklar die Vorstellungen sind, die sich weite Kreise von der katholischen Kirche machen». Das Buch Schmid-Ammanns ist ihm ein Werk, «über dem der trübe Nebel der raffinierten Tarnung und der Camouflierung politischer Interessen lagert». «Das ernste wichtige Problem des Verhältnisses von Katholizismus und Protestantismus bedarf besser gerüsteter und besser ausgewiesener Betrachter... Solange die Wächter auf dem Turm' die 'katholische Gefahr' nur deshalb signalisieren, um alle Nichtkatholiken zur Flucht in die Burg der Linksfrent zu verpflichten, dient der Katholizismus nur als dreistes Mittelstück zum Zweck.» Das sind sachliche Urteile, denen wir unsererseits weiter nichts hinzuzufügen haben.

Notizen

Zu den Vorträgen des Evangelisten A. M. Schmid

Es liegt sicher ein gutes Körnchen Wahrheit in dem Sprichwort: Die Zeit macht den Propheten. In Zeiten der Unsicherheit und der geistigen Verwirrung wartet die Masse der Menschen geradezu fieberhaft darauf, bis jemand kommt und ihnen die Zeichen der Zeit deutet. Wo alles ins Wanken gerät, sucht der Mensch festen Boden unter die Füsse zu bekommen oder doch eine sichere Stütze zu erhaschen. Man wundert sich darum gar nicht, wenn in der heutigen geistigen Krise die Sekten mit all den kleinen und grossen Propheten wieder starken Auftrieb erhalten. Die Inserate unter der Rubrik: «Religiöse Vereinigungen» füllen denn auch in den städtischen Anzeigern bald ganze Spalten. Wo ein Evangelisator auftritt, findet er schnell ein bereitbes Publikum, zumal wenn er die beneidenswerte Gabe besitzt, die Zuhörer einen Blick in die dunkle Zukunft tun zu lassen.

So hat in Zürich der Evangelist A. M. Schmid in kurzer Zeit einen überraschend grossen Kreis von Suchenden und «Neugierigen» um sich gesammelt. Der grösste Saal Zürichs, der grosse Kongressaal, reicht gerade noch, um die Besucher zu

Der Papst, der Antichrist.

A. M. Schmid ist schon von Vorträgen in andern Schweizerstädten bekannt. Seine Vorträge in Biel, Lausanne, Genf... haben Kantons- und Bundesbehörden beschäftigt. Mehrere Male musste die Polizei für Ruhe und Ordnung während der Referate sorgen. Als A. M. Schmid 1934 in Genf in einem Vortrag: «Warum ich nicht mehr katholisch bin», die katholische Kirche in übler Weise apostrophierte, gab es eine stürmische Auseinandersetzung. Nicole schützte den «Prediger» mit seiner Polizei. Daraufhin wurde bei der Bundesanwaltschaft Klage geführt und die Beschwerde beschäftigte den Bundesrat. Schmid

gab gegenüber den eidgenössischen Instanzen die Erklärung ab, er wolle keinen Anlass zu Schwierigkeiten und Ruhstörungen geben und sich in Zukunft dementsprechend verhalten. Unter diesen Umständen wurde von einer Ausweisung des bayrischen Gastes abgesehen.

A. M. Schmid erweckte in Zürich anfangs gar nicht den Eindruck eines böswilligen Religionseifers. In einer längeren Reihe von Vorträgen im Kongresshaus behandelte er religiöse Themata ganz positiv, natürlich nach adventistischer Schau. Seit einigen Wochen wechselte Schmid in seiner Themawahl auf Fragen über, die ihm einen geeigneten Ausgangspunkt boten für Angriffe auf Kirche und Papsttum. — Die Methode war sehr geschickt. Durch die anfänglich positiven Vorträge wusste Schmid den Hunger vieler Suchender zu nutzen und sich so ein grosses und wohlgenieftes Publikum zu verschaffen.

In den letzten politisch und sensationell formulierten Referaten zeigte es sich, dass ein Hauptanliegen der Adventisten, das Papsttum als eine Verkörperung des Antichristes zu entlarven, auch eines der Hauptanliegen A. M. Schmid's ist. Aus seiner Taktik heraus, das religiöse Gefühl seiner Zuhörer zu schonen — wohl auch, um das Gastrecht der Schweiz nicht zu gefährden — mag es verständlich sein, dass die Angriffe in den grossen Versammlungen nicht so offen zutage treten, wie in dem kleineren Kreis des Adventistenlokals an der Stampfenbachstrasse, wo eine deutlichere Sprache geführt wird. So versuchte A. M. Schmid in einem Lichtbildervortrag mit knallrot und schreiend gelb kolorierten Photoausschnitten aus Zeitungen und Illustrierten zu beweisen, dass in dem Scharlach und Purpur, mit dem der päpstliche Hof sich umgibt, das Papsttum sich ungewollt als das scharlachfarbene apokalyptische Untier und als die in Purpur und Scharlach gekleidete Buhlerin Babylons der Geh. Offenbarung verrate. Kein einziger Staat und keine Regierung führe sonst diese Farbe. Schmid verstieg sich in dem Vortrag zu der Behauptung, das Te Deum der kreierten

Kardinäle vor dem Papstthron gelte dem Papste selber — Schmid beteuerte dabei den Zuhörern, die katholische Religion gut zu kennen. Aus einem obskuren Gebetbuch wusste er selbst ein Gebet zu zitieren, in welchem der Papst ein «Vize-Gott» genannt wird und von den Gläubigen angebetet wird. (Wir vermuten sehr, dass A. M. Schmid nicht weiss, dass das lateinische *adorare* einen doppelten Sinn hat, nämlich anbeten und verehren!)

Was A. M. Schmid im grossen und ganzen bietet, ist zum grössten Teil **adventistisches Gedankengut**, das schon aus den Vorträgen der Evangelisten Buchli und Willi und auch aus der Literatur der Adventisten bekannt ist. Das ganze weltgeschichtliche Geschehen ist nach diesen Adventisten bis in letzte Einzelheiten in den Büchern der Hl. Schrift vorausgesagt. Durch willkürliche und oft groteske Verbindung von Prophetenstellen wird der Nachweis für die Vergangenheit erbracht. Schmid versuchte nun in verschiedenen Vorträgen, die Gegenwart aus der Bibel zu deuten und auch die kommende Zukunft nach biblischer Voraussicht zu entschleiern, was natürlich viele Neugierige anlocken musste.

Achse Vatikan — Washington.

In den Blättern der Geh. Offenbarung und des Propheten Daniel entdeckt A. M. Schmid ein Bild, das sich auffallend mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu decken scheint — wie denn auch schon die Entdeckung Amerikas in der Apokalypse klar vorausgesagt war! In der Geh. Offenbarung, Kapitel 13, wird ein Tier gezeigt, vom Festland kommend, das zwei Hörner trägt wie ein Widder und redet wie ein Drache. «Es übt die ganze Gewalt des ersten Tieres (des Antichristes = Papsttum) unter dessen Augen aus und bringt die Erde und ihre Bewohner dazu, das erste Tier anzubeten.» Dieses zweite Tier mit den Hörnern deutet auf eine republikanische Macht hin, weil ja nicht die Rede von Kronen ist wie sonst. Die Worte: «Es wird die Stimme eines Drachen haben» besagen: es wird sich zu einer gefährlichen Macht erheben, was sich heute in Amerika verwirklicht. Die Annäherung von Vatikan und Amerika bestätigt die Prophezeiung, dass das zweite Tier sich seines ganzen Einflusses bedienen wird, die Völker der Erde zu bewegen, das erste Tier (die antichristliche Macht = den Papst) anzubeten.

In Verein mit Amerika wird der Vatikan die grosse Weltmacht werden, die den Westen gegen den Osten zum Kampfe führt. Diese politische Entwicklung soll ganz klar in Daniel 7—8 und Geh. Offenbarung 13 vorausgesagt sein. In Kapitel 7 schildert Daniel eine gottfeindliche Macht unter dem Bilde des kleinen Hornes: «Und siehe das vierte Tier war greulich und schrecklich und sehr stark und hatte grosse eiserne Zähne, frass und zermalmte und das übrige zertrat es mit seinen Füssen. Es war auch viel anders als die vorigen Tiere und hatte zehn Hörner. ... Da brach zwischen den zehn Hörnern ein anderes kleines Horn hervor, und drei der vorigen Hörner wurden vor ihm ausgerissen.» Von diesem Bild erhält Daniel die Deutung: «Das vierte Tier wird das vierte Reich auf Erden sein. ... die 10 Hörner bedeuten 10 Könige ... Nach diesen wird ein anderer König aufstehen, der von den ersten 10 ganz verschieden ist und er wird drei Könige demütigen. Er wird den Höchsten lästern und die Heiligen des Allerhöchsten vernichten, und wird sich unterstehen, Zeit und Gesetz zu ändern.»

Dieses kleine Horn oder vierte Reich ist nach A. M. Schmid das Papsttum, das sich mit dem römischen Staate verbindet, um sich seiner Macht zu bedienen für die Erreichung seiner Ziele. Unter Justinian wird die Kirche 538 eine einzigartige Weltmacht. Da beginnt die Herrschaft des Tieres, die nach Daniel 3½ Zeiten oder 1260 Jahre dauert, wie denn auch die päpstliche Macht Herrlichkeit genau nach Ablauf dieser 1260 Jahre in den Staub sinkt, nämlich 1798, wo der Papst von General Berthier auf Befehl Napoleons gefangen abgeführt wird. Das ist die tödliche Wunde, von der die Geh. Offenbarung 13,3 spricht, die aber nach 13,13 wieder geheilt wird durch den politischen Aufstieg des Papsttums. Und das ist geschehen durch die Lateranverträge von 1929 und vor allem durch die Schaffung der Achse Vatikan-Amerika. Die Amerikapolitik des Vatikans habe sich im jüngsten Konsistorium eindeutig gezeigt. (A. M. Schmid zitiert als Gewährsmänner röm. Korrespondenten des «Bund» und des «St. Galler Tagblattes», und zwar als vermeintlich katholische Stimmen!!)

Russlands Zukunft.

Was wird nun die Zukunft bringen? Darüber orientierten die Vorträge über Russlands Machtstreben und Russlands Endkampf. Nach der Exegese A. M. Schmid ist kein Land so genau mit Namen bezeichnet wie Russland. Seine ganze Innen- und Aussenpolitik soll beschrieben, ja seine Verbündeten sollen genau mit Namen genannt sein. Der Prophet Ezechiel redet im 38. Kap. von Mesek und Thubal. Aus Mesek wird nun Moskau und aus Thubal Tobolsk. Ebenso ist das Bild des Bären bei Daniel 7 das Symbol für Russland. Damit ist der Ausgangspunkt für die weitere Auslegung der Prophezeiung gewonnen. Der Bär wird den ganzen Osten unter seine Herrschaft bringen und seine Pranke gegen Westen ausstrecken. Mit dem Schicksal der Türkei ist das Schicksal der Welt besiegelt. Der Westen wird das Blut und die Unterdrückung, die er in der jahrtausendalten Herrschaft gesät hat, ernten. Der Westen unter Führung des Vatikans, wird sich zu retten suchen, aber es wird kein Entrinnen geben. Gerettet wird nur, wer an den Herrn Jesus Christus glaubt. Wann genau die grosse Auseinandersetzung, die mit der Schlacht von Harmagedon in Palästina zum Abschluss kommt, sein soll, wird nicht bestimmt gesagt. Gottes Mühlen mahlen langsam, wurde am Schluss des Vortrages bemerkt.

Als Ganzes betrachtet, ist die Schriftauslegung ein Spiel mit dem Worte Gottes. Ein Schriftwort wird aus dem Zusammenhang gerissen und je nach Bedarf mit anderen verknüpft. Eine sachliche Auseinandersetzung fruchtet darum kaum etwas. Schmid ist natürlich von seiner Sache heilig überzeugt — wie ja die meisten dieser Sektenmenschen auf ihre Weise glühende Menschen sind. A. M. Schmid hat selbst das Wort Luthers in den Mund genommen: «Hier steh' ich, ich kann nicht anders. Das Wort Gottes sie lassen stahn!»

Wir werden solcher Ueberzeugung die Achtung nicht versagen. Unsere Kritik soll darum auch kein Richten über den Menschen, seine Gesinnung und sein Gewissen sein, sondern ein Urteil über das, was er sagt. Wir wissen ja auch nicht, welche persönlichen Anlagen und ungünstige Erfahrungen mitgewirkt haben, dass ein so verzerrtes Bild der katholischen Kirche entstehen konnte. Nach eigenen in öffentlichem Vortrag gemachten Aussagen von A. Schmid wissen wir nur, dass er in seiner Jugend eine strenge katholische Erziehung genossen hat. In Fleiss, Religion und Betragen duldete der Vater nur die beste Note. Schmid sollte Pater werden wie sein gelehrter Vetter. Das viele Lesen brachte dem etwas einsamen, intravertierten Jungen allerlei Zweifel an der katholischen Lehre. Zum Beispiel fand er nach seiner Meinung nirgends ein Wort von der Beicht in der Hl. Schrift. Der Religionslehrer scheint aber mehr mit Autorität (physischer und geistlicher) auf die Schwierigkeiten geantwortet zu haben, statt sie in sachlicher, ruhiger, priesterlicher Auseinandersetzung zu lösen. Die religiöse Entwicklung erweckte natürlich in der Familie und bei Verwandten wenig Begeisterung. So ging Schmid seinen eigenen Weg. Aus seiner Einsamkeit, die ihn mit Selbstmordgedanken spielen liess, wie Schmid öffentlich sagte, fand er Befreiung durch das «reine Wort Gottes», zu dessen Verkündigung er sich nun berufen fühlt. Die Sicherheit, das Erlebnis und die unerschütterliche Ueberzeugung, womit Schmid das Wort des Evangeliums verkündet, scheinen auch das Geheimnis seines Erfolges zu sein. Wir wissen, was ein unerschütterlicher Glaube vermag. Wir wissen aber auch, dass Bekennterschaft und Ueberzeugung, Mut und Einsatz noch nicht Zeichen der Wahrheit sind.

Situation des französischen Protestantismus

Der beträchtliche Anteil, den die französischen Protestanten an der Résistance genommen haben, ist bekannt. Er hat sich für die Protestanten selbst auch nach der Befreiung sehr vorteilhaft erwiesen. Ihr Bestehen und ihre geistigen Anschauungen sind nichts Unbekanntes mehr. Sie wagen sich in Massenversammlungen vor das Volk. Ihr Einfluss, dank einer hervorragenden geistigen Elite, erstreckt sich weit auf die gebildeten Schichten und auf Pariser Akademikerkreise. Die neue moderne theologische Strömung im Protestantismus, die durch ihre exi-

stenzialistische Tönung gerade dem modernen Denken entgegenkommt, ist dabei von besonderer Bedeutung.

Auch das Verhältnis zum Katholizismus zehrt noch von der freundschaftlichen Zusammenarbeit in der Résistance. Die meisten katholischen literarischen Veröffentlichungen stehen den Protestanten offen. Sie kommen besonders in der zu einer Wochenzeitung umgewandelten «Témoignage chrétien» zu Worte. So fand zum Beispiel der verstorbene Prof. Leonhard Ragaz eine eingehende Würdigung. In politischer Hinsicht wird ebenfalls zwischen Protestanten und Katholiken zusammengearbeitet. In der Parteileitung der vorwiegend katholischen M. R. P. sind auch die Protestanten vertreten. Auch die vergangene Weltgebetsoktav zur Wiedervereinigung im Glauben bot vielerorts Gelegenheit zu gemeinsamen Veranstaltungen beider Konfessionen.

Der französische Protestantismus hat seine Lage und seine Strömungen kürzlich selbst dargestellt in dem Buch: «Protestantisme français» (Librairie Plon, Paris, 8, rue Garancière), welches verschiedene Beiträge enthält und mit einem Kapitel — «Was uns eint und was uns trennt» — über das Verhältnis zum Katholizismus endigt. Besonders diese letztere Frage, die seit der Résistance an Aktualität nichts verloren hat, ist von Interesse und soll hier näher betrachtet werden, zumal — ein schönes Zeichen der Annäherung — im protestantischen Buch der französische Jesuit Daniélou zum gleichen Problem vom katholischen Standpunkt aus sich äussert. Dabei ist der protestantische Artikel weitgehend mit dem katholischen einig in der Beurteilung der Lage.

Pastor Maury, der Autor des protestantischen Beitrages, stellt sich zuerst offen und ungeschminkt die Frage, welches der Sinn einer konfessionellen Annäherung sein müsse. Negativ bemerkt er, dass ihr Sinn nicht in der Toleranz, die in Glaubensfragen unmöglich sei, da der Glaube exklusiv ist, und auch nicht in einer Haltung, in der man aus Liebe verschiedene strittige Lehrpunkte zu verschweigen versuchen wollte, da man vielmehr aus Liebe ein vollständiges und ungeschminktes Bekenntnis seines Glaubens ablegen müsse, und schliesslich auch nicht in einer Allianz bestehe, die beide Konfessionen gegen eine nicht-christliche Weltanschauung eingehe. Man könne das Problem der Verschiedenheit der Kirchen auch nicht mit der sog. Theorie der verschiedenen Aeste an ein und demselben Baum lösen, da die Offenbarung unteilbar sei und nicht indifferent. Positiv sieht Maury den Sinn jeder Annäherung vielmehr und einzig allein in der Vereinigung und der restlosen Einheit in einer Kirche.

Wie haben sich nun auf dieses Ziel hin die beiden Konfessionen genähert? Pastor Maury betont vor allem die beiden katholischen Lehrsätze der Sichtbarkeit und der Katholizität der Kirche, die dem Protestantismus der Neuzeit wieder aufgegangen seien und ihn damit wesentlich dem katholischen Denken nähergebracht habe. Er schreibt: «Wir anerkennen den Vorwurf, der uns oft von katholischer Seite gemacht wird, als zu Recht bestehend, dass nämlich der Protestantismus die sichtbare Wirklichkeit des Leibes Christi auf Erden verkannt hat und durch diese Schwäche zu einer unberechtigten Vergeistigung der Kirche und zur Auflösung in Sekten tendiert» (S. 409). Der andere Lehrsatz von der Katholizität der Kirche sei dem Protestantismus wieder vertraut geworden durch die ökumenische Bewegung, durch die man erkannt habe: «Die heilige Kirche ist eine und allumfassend oder sie ist nicht» (S. 410).

Diese zwei Dogmen stehen aber nicht für sich allein, sie bedingen eine Reihe weiterer Lehrpunkte. So hat der heutige Protestantismus mit der Annäherung an diese beiden auch den Gedanken einer Tradition und der Notwendigkeit von Dogmen wiedergefunden. P. Daniélou betont seinerseits, dass der Katholizismus, oft auf protestantischen Einfluss hin, in der Dogmatik heute wieder der Bibel und folglich auch protestantischem Denken viel näher gekommen sei. Trefflich fasst er beide Strömungen in dem Satz zusammen: «Die neue Sachlage, deren Bedeutung mir beträchtlich scheint, besteht darin, dass die protestantische Exegese dogmatisch und die katholische Dogmatik exegetisch wird» (S. 435).

Wie kam es nun im französischen Protestantismus zu dieser teilweisen Annäherung an katholisches Denken? Hier stehen wir vor der erstaunlichen Feststellung, dass die Ursache in dem starken Einfluss Karl Barths liegt. Dieser Einfluss ist viel beträcht-

licher als z. B. im schweizerischen Protestantismus. Die Theologie K. Barths wird geradezu prophetisch genannt, und Jean Cadier schreibt in einem Beitrag: «Es handelt sich hier nicht darum, den Gedanken Karl Barths auseinanderzusetzen, aber man wird uns erlauben, die Erkenntlichkeit aller Calvinisten diesem Theologen gegenüber auszusprechen, der vor allem ein reformierter Theologe ist und einer der grössten, die Gott der Kirche geschenkt hat» (S. 306).

Diese letztere Bemerkung lässt uns aber erkennen, dass die oben genannten Strömungen im Protestantismus nichts absolut Neues sind und deshalb auch nicht überschätzt werden dürfen, sondern dass sie, wie eben auch die Theologie K. Barths, auf weite Strecken nur eine Rückkehr zu dem reinen reformatorischen Denken Calvins und Luthers sind. Es ist eine Rückkehr zu den Quellen und Ursprüngen. Die Frage für uns ist freilich, ob im Protestantismus diese Rückkehr bei den Reformatoren Halt machen oder sogar bis zum katholischen Ursprung zurückfinden wird.

Ein konkretes Beispiel apostolischen Wirkens in Frankreich

Einen interessanten Ausschnitt aus dem konkreten Wirken der katholischen Aktion im heutigen Frankreich gibt uns die elsässische Zeitung «Honneur et Patrie» (1. März 1946). Wir entnehmen ihr einige Angaben über die Tätigkeit der sogenannten «Résidentes familiales». Angesichts der 80 Prozent der französischen Volksmasse, die dem Christentum vollständig entfremdet sind, sieht sich die Kirche heute sozusagen mitten in Heidenland. Diesem Umstand muss sie in ihrer Seelsorge unbedingt Rechnung tragen. Vor allem gilt es, die Massen von innen her zu erfassen. Deshalb müssen kleine Gruppen christlicher Streiter ihr Leben mit der Masse teilen, in der Masse aufgehen und in ihr aufgehend, christliches Wesen ausstrahlen und mitteilen. Dies ist in groben Zügen auch die Aufgabe, welche sich die Gruppe der «résidentes familiales» gestellt hat. Es sind dies junge Töchter, die ihre Wohnungen in proletarischen Vierteln der Grossstädte wählen und vollständig das Leben der Arbeiterinnen teilen. Sie schliessen zunächst Freundschaft mit den Arbeiterfrauen, gehen z. B. mit diesen ins Kino, lassen den Kontakt immer enger werden, bis es ihnen gelungen ist, in die Gemeinschaft der Wohn- und Arbeiterquartiere aufgenommen zu werden. Erst nach diesem ersten Schritt beginnt die eigentliche Aufgabe, nämlich die Lebensbedingungen der Arbeiterfamilie und des Arbeiterhaushaltes umzugestalten und vor allem christlichen Geist auszustrahlen. Die «résidentes familiales» werden z. B. Kinder der Arbeiterfrauen unter Tags aufnehmen, daraus werden Kinderkrippen entstehen, oder sie werden die Frauen ihres Viertels in Haushaltfragen beraten, daraus werden Haushaltungskurse. Die Freizeitgestaltung wird über den Einzelfall hinaus organisiert werden müssen, ebenso die Krankenpflege und der Bücherverleih usw. — Da Einzelversuche in dieser Richtung gescheitert sind, schlossen sich die «résidentes familiales» in Gruppen zusammen, um so den entchristlichten Massen auch ein Beispiel christlicher Liebesgemeinschaft zu geben. Eigentliches Wirkungsfeld dieser weiblichen Apostel ist nicht die Arbeitsstätte in der Fabrik, sondern das Wohnviertel. Ihre Tätigkeit soll anfangs ganz frei sein, ohne verwaltungstechnische Bindung. Jedes Unternehmen wird den gegebenen Bedingungen entspringen. Die «résidentes familiales» sind wesentlich Nachbarinnen der Arbeiterfrau und werden nie, auch wenn sich mit der Zeit in mancher Beziehung eine Organisation bilden muss, amtierende Glieder einer sozialen Organisation. Hier haben wir wieder einen typischen Zug moderner Seelsorgsmethoden, die heute in Frankreich immer mehr Gestalt annehmen: möglichst aufgelockert und frei von Organisation, um den verschiedensten Erfordernissen um so wirkungsvoller entsprechen zu können.

Erlebnisse in Konnersreuth 1944

Professor Dr. Herbert J. Urban, Vorstand der Psychiatrisch-neurologischen Universitäts-Klinik in Innsbruck, Tirol, stellte im Okt. 1944 mehrere medizinische Beobachtungen an Therese Neumann in Konnersreuth an. Ein

Manuskript des Professors, überschrieben: «Meine Erlebnisse in Konnersreuth 1944» bringt zuerst das Gedächtnisprotokoll (S. 1—9) und dann ein zusammenfassendes ärztliches Urteil. Das Protokoll enthält einige neue Details, welche die Veröffentlichung desselben andern Orts wünschbar machen. Im folgenden bringen wir das zusammenfassende Gutachten, das als Zeugnis neuen Datums und als Urteil einer medizinischen Kapazität Beachtung verdient.

«Was ist also ärztlicherseits zusammenfassend über Therese Neumann und ihre aussergewöhnlichen Erscheinungen zu sagen? Es ist reichlich dürftig:

1. Es ist keine Krankheit, also auch keine Hysterie!
2. Es ist kein Schwindel!
3. Ihre intercurrenten Krankheiten (z. B. Halsentzündung etc.) fallen natürlich nicht darunter und stellen gewöhnliche Erscheinungen dar, desgleichen auch ihre Ersterkrankung (Lähmung etc.). Wenngleich von letzter die Diagnose nicht genau feststeht, so doch Symptome, obwohl auch lückenhaft. Immerhin waren es so schwere organische Zeichen und sind so sicher verbürgt, dass die erwiesenermassen plötzliche Heilung ärztlich d. h. auf natürliche Weise nicht erklärt werden kann.
4. Was kann ärztlicherseits getan werden, um diese rein negativen Feststellungen in positive zu verwandeln? Nichts! Denn wie es keinen Sinn hätte, etwa die tiefe Wirkung einer Bachschen Kantate auf die Zuhörer durch Berechnung der Schwingungszahlen der produzierten Töne ergründen zu wollen, so erscheint es aussichtslos durch — auch noch so erklügelte — klinische Untersuchungen an Therese Neumann diesen Phänomenen causal näher zu kommen: es ist nämlich eine ganz andere Ebene, in der sich die Medizin — von heute wenigstens — noch gar nicht auskennt! Darum kann diese Disziplin in diesem Falle nichts erklären, sondern nur — beschreiben!
5. Obwohl sich also eine Aetiologie der Symptome nicht geben lassen wird, erscheint doch eine Vervollständigung der bisherigen ärztlichen Befunde, die ja schon viele Jahre zurückliegen, notwendig, vor allem Röntgen-Aufnahmen und neuerliche Ueberprüfung der Nahrungslosigkeit mit Stoffwechsel-Untersuchungen. Diese Befunde können nur in einem Krankenhause erhoben werden. Als kontrollierende Aerzte wäre eine Kommission von Sachverständigen einzuberufen, deren Mitglieder, weltanschaulich aus verschiedenen Lagern stammend, einander auf die Finger sehen, etwa wie am Krankenbett eines Potentaten.
6. Diese nach menschlichem Ermessen unparteiische Stellungnahme einer gemischten Aerktekommision müsste auch den

hartnäckigsten Zweifler von der Uebernatur der Erscheinungen bei Therese Neumann überzeugen, soweit er sich überhaupt belehren lassen will und nicht lieber aus Furcht vor den möglichen Konsequenzen, die selbstverständlich ungeheure sind, die Augen schliesst.

7. Da aber Worte, weder geschrieben noch gesprochen, auch nicht Photographie, Film oder Schallplatte das «gewisse Etwas» wiedergeben können, das zu den Ereignissen in Konnersreuth wesentlich dazu gehört (am ehesten noch der Pinsel eines «schauenden Künstlers» oder vielleicht die Sprachgewalt eines Nietzsche gepaart mit goethischem Tiefblick in Naturgeheimnisse), vermag nur ein persönlicher Kontakt mit Therese Neumann ein reines Bild von dem erhabenen Geschehen dort zu vermitteln. Dafür bin ich meinem Schicksal dankbar, besonders — als Arzt!»

Statistik über die Katholiken östlich der Curzon-Linie

Angesichts der Nachrichten über das Schicksal der katholischen Ukrainer mag es von Interesse sein, zu hören, wieviele Katholiken östlich der Curzon-Linie auf Grund des Abkommens von Jalta Russland angegliedert wurden, denen infolgedessen ein ähnliches Schicksal nicht erspart bleiben dürfte. Das «Anuario Pontifico 1944» gibt uns folgende Angaben über Zahl und Bestand der Erzdiözesen und Diözesen, welche zum Herrschaftsbereich des russischen Staates geschlagen wurden.

- Die Erzdiözese Wilna mit 1,485,000 Katholiken, 528 Priestern und 470 Kirchen.
- Die Erzdiözese Lwow mit 800,000 Katholiken, 795 Priestern und 997 Kirchen.
- Die Erzdiözese Lwow mit 1,300,000 Katholiken, 1004 Priestern und 168 Kirchen.
- Die Diözese Pinsk mit 565,000 Katholiken, 106 Priestern und 183 Kirchen.
- Die Diözese Luck mit 398,000 Katholiken, 246 Priestern und 183 Kirchen.
- Die Diözese Przemysl mit 1,200,000 Katholiken, 720 Priestern und 660 Kirchen.
- Die Diözese Przemysl mit 1,150,380 Katholiken, 657 Priestern und 1268 Kirchen.
- Die Diözese Stanislawow mit 1,000,000 Katholiken, 495 Priestern und 386 Kirchen.

Bei der Erzdiözese Lwow und der Diözese Przemysl handelt es sich das einmal um die Erzdiözese resp. Diözese des lateinischen Ritus, das andere Mal um jene des orientalischen.

Bücher

Besprechung

Böschenstein, Bundesrat Karl Schenk.

Albert Züst Verlag, Bern-Bümpliz, 1945.

Ein packendes Lebensbild, dem selbst ergreifende Züge nicht fehlen! Auch Katholiken sollten es betrachten; denn auch wir sind nicht gegen alle Einseitigkeit gefeit. Der Schenk mit seinem Schulvogt ist nicht der ganze Schenk; der Konraditag 1882 ist eine Episode der 32jährigen Amtszeit. — Dem Verfasser ist es trefflich gelungen, das Zusammenspiel, aber auch das nicht seltene Gegenspiel zwischen dem Menschen und dem Magistraten darzustellen. Er verdankt das selber den vielen Aufzeichnungen von Schenks eigener Hand. Die «Selbstbetrachtung» (S. 59 ff) ist vorbildlich für jeden ersten Christen, und aus einer Bemerkung (S. 82) spricht, katholisch gesagt, Exerzitiestimmung. Durchwegs spürt man aus dem urchigen Berner eine mannhafte Ehrlichkeit und Geradheit. Der theatralische Ochsenbein und der verkaufte Freimaurer Fornerod widern ihn an (S. 97 und 108). Voltaire ist ihm «ein Stück Engel und zwei Stück Teufel» (S. 156). Ehrlich bekennt Schenk als Berner Regierungsrat, dass die Armen durch die Aufhebung der Klöster «mutterlos» geworden.

seien (S. 68). — Schade, dass ein Mann wie Schenk keinen engern Kontakt mit echten Vertretern der katholischen Schweiz gefunden hat, statt mit Augustin Keller und Josef Munzinger! Vielleicht hätte er etwa umgelernt wie seinerzeit sein Landsmann Ulrich Dürrenmatt? So aber hat man den Eindruck, die Linie Luzern—Freiburg sei dem einstigen Pfarrer von Laupen und Feldprediger anno 1847 zum «eisernen Vorhang» geworden. Bundesrat Schenk stand im Kulturkampf und im Schulkampf der katholischen Front einfach verständnislos gegenüber. Ueberall witterte er Staatsfeindlichkeit. «Ignorantia invincibilis?» Zur Abmilderung der Darstellung über die Basler Bistumsbelange (Seminarfrage usw.) sei dem Verfasser der Biographie empfohlen: Dubler Herbert, Der Kanton Aargau und das Bistum Basel... Olten 1921. Es wäre daraus zu lernen, dass gewissen Staatskirklern die reine «Mentalreservation» keine unbekanntete Funktion ist.

Der wirklich interessanten Schenk-Biographie ist ein ebenfalls interessantes Personenregister beigelegt. Wer es nicht schon weiss, mag da entdecken, wieviele Ausländer in des Freisinns Maienblüte die eidgenössische Politik beeinflusst haben. — Unter Jeremias Gotthelf ist etwas zu finden, das sich «mutatis mutandis» die Stürmer gegen den «politischen Katholizismus» merken können.

Neuerscheinungen von apologetischem Interesse

Um unsere Leser möglichst rasch über solche Neuerscheinungen zu orientieren, werden wir sie hier, soweit sie uns bekannt werden, jeweils monatlich mit kurzer Inhaltsangabe auf-führen.

Eine Stellungnahme bleibt vorbehalten!

a) Schriften katholischer Autoren und Verlage.

Otto Karrer: «Kardinal J. H. Newman» II.

428 Seiten; Benziger-Verlag, Einsiedeln. 1946.

Der zweite (Abschluss-)Band des grossartigen Werkes. Die Themen führen von den apologetischen Präliminarien (1. Bd.) zum mystisch-religiösen Wesen der Kirche. Newman ist ein Apologet allerersten Ranges. Allerdings nicht ganz im land-läufigen Sinn.

5. Kapitel: Priestertum und Volk der Kirche (unter anderm Priestertum, Laienschaft, Klöster).

6. Kapitel: Die Kirche als Mutter der Religion (Judenfrage, Konversionen, Verhältnis zu andersgläubigen Konfessionen, Wiedervereinigung).

7. Kapitel: Kirche und Welt (Die Kirche und ihre Geschichte als «Signum elevatum in nationibus», Das Heilige und Unheilige in der Kirche usw.).

Georges Chevrot: «Unsere Heilige Messe».

(Bd. IV der Sammlung Licht vom Licht)

414 Seiten, Benziger-Verlag, Einsiedeln. 1946.

Der berühmte Prediger von Notre-Dame, Msgr. Chevrot, spricht aus reicher seelsorglicher Erfahrung und tiefem Wissen über das Werden und die Auswertung der Hl. Messe. Die Schönheit und Grösse der einzelnen Messgebete und Zeremonien, deren geschichtliche Entwicklung aufgezeigt wird, sollen wieder das innere geistliche Leben befruchten, vor allem, dem «Weltmann», dem «Laien», die Schatzkammer und Kraftquelle der Hl. Messe zeigen.

«Vom Politischen Katholizismus.»

20 Seiten, herausgegeben vom Schweizerischen Katho-lischen Volksverein, Rex-Verlag, Luzern.

Die Broschüre stellt die katholischen Grundsätze über das Verhältnis der Kirche zu Staat und Politik dar. Nach durchsich-tiger Skizzierung der falschen Lösungsversuche: des Zuviel und des Zuwenig, wird in vier klaren Thesen die richtige und sichere Linie der Mitte aufgezeigt.

b) Schriften nicht-katholischer Verlage.

Alfred de Quervain: «Die Heiligung» (I.) - «Kirche, Volk, Staat» (II.).

470 bzw. 400 Seiten; Evangelischer Verlag Zollikon. 1942/1945.

Eine grosszügige Ethik auf der Grundlage des reformierten Bekenntnisses. De Quervain versucht diese Ethik nicht nach

dem Schema der natürlichen Ethik, sondern aus den Grund-gegebenheiten des spezifisch christlichen Lebens nach der Bibel zu entwickeln.

Aufbau: I. Band «Die Heiligung».

Von der Heiligung in Christus Jesus. — Das Leben des Christen im Zeichen von Kreuz und Auferstehung. — Die Lehre vom Gesetz Gottes. — Die Gebote (Dekalog).

II. Band «Kirche, Volk, Staat», I. Hälfte

a) Die kirchliche Existenz des Christen: Das Wesen der Gemeinde. — Kirche und Welt. — Die Gotteskindschaft, die verschiedenen Gaben und die Gemeindeordnung. — Kirche und Staat.

b) Volk und Staat:

Der Staat im Zeichen der Königsherrschaft Christi. — Das Leben im Staat. — Das Volk Gottes und die Völker. — Das Volk als Gemeinschaft.

Wilhelm Vischer: «Die Evangelische Gemeindeordnung»

128 Seiten; Evangelischer Verlag A.-G., Zollikon-Zürich. 1946.

Der bekannte protestantische Basler Theologe Wilhelm Vischer behandelt in diesem Buch die viel diskutierte Frage der Verfassung und Ordnung der ersten Christengemeinde anhand des Matthäusevangeliums 16, 13—20, 28. In den drei Abschnit-ten wird gesprochen über den Herrn der Gemeinde, das grundlegende Bekenntnis der Christusgläubigen, ihre Stellung zu der Hl. Schrift und der israelitischen Kultgemeinde, über die Bruderschaft, die Rangordnung, die Aemter und Pflichten der Brüder untereinander, ihr Beten und ihre Zucht, über die Stellung der Gemeinde zur Welt, zu Ehe, zu den Gütern der Erde, zur Obrigkeit.

Joseph A. Schumpeter: «Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie».

488 Seiten; A. Francke A.-G. Verlag, Bern, 1946.

Schumpeter, ein sehr selbständig denkender Nationalökonom aus Wien, seit 1932 in USA Professor, ist der Ueberzeugung, dass der Sozialismus unvermeidbar, dass es aber sehr zweifel-haft sei, ob er mit Freiheit und Demokratie vereinigt werden könnte.

Themen: 1. Marx. — 2. Kann der Kapitalismus weiter le-ben? (Antwort: Nein.) — 3. Kann der Sozialismus funktionie-ren? — 4. Sozialismus und Demokratie. — Wenn man auch den Schlussfolgerungen nicht immer zustimmen kann, so sind doch die Ausführungen sehr beachtenswert, da sie zwar wohl nicht die ganze Wahrheit, aber doch bedeutsame Teilwahrheiten bringen.

Preise für Inserate,

die dem Charakter der «Apologetischen Blätter» entsprechen:

½ Seite Fr. 110.— ¼ Seite Fr. 60.—
⅓ Seite Fr. 35.— 1/16 Seite Fr. 20.—

Inseratenannahme durch «Apologetische Blätter»
Zürich, Auf der Mauer 13

Abonnementspreise:

jährlich Fr. 8.60 — halbjährlich Fr. 4.40 — vierteljährlich Fr. 2.30

Die Enzyklika CASTI CONNUBII

Über die Hoheit und Würde der reinen Ehe

Zahlreiche Marginalien und ein übersichtliches Inhalts-verzeichnis mit Hinweis auf Seiten- und Marginalien-zahl geben der Ausgabe für den praktischen Gebrauch ihren besonderen Wert.

REX-VERLAG LUZERN

Film

Dokumente katholischer Filmgesinnung

Herausgegeben von der Filmkommission des Schweiz. Kath. Volksvereins
(52 Seiten) Einzelpreis Fr. 1.30.

Eine Broschüre, die auf den Schreibtisch eines jeden Gebildeten gehört!

Aus dem Inhalt: Kath. Filmgesinnung / Das päpstliche Filmrund-schreiben: Vigilanti cura / Der Film und die kath. Lebensauf-fassung / Prinzipien kath. Filmbewertung u.a.

Zu beziehen: Redaktion des Filmberaters, Auf der Mauer 13,
Zürich 1, Tel. (051) 28 54 54